

Druckfahne des gleichnamigen Artikels in: Kafkas Betrachtung /  
Kafka interkulturell, hrsg. von Harald Neumeyer und Wilko  
Steffens (Würzburg 2013), 87-99.

Martin Endres

„Lauter Jemand“  
Die Untrennbarkeit von Rede, Schrift und Personalität  
in Kafkas *Der Ausflug ins Gebirge*

Die Erzählung *Der Ausflug ins Gebirge* stellt wie kein anderer Text Kafkas die Frage nach dem ‚Niemand‘ in den Mittelpunkt. In Kafkas Werk finden sich zwar zahlreiche Stellen, in denen die Grenzen des ‚Niemand‘ bezüglich der Frage nach a-personaler Identität auf der einen und der rein grammatisch-syntaktischen Funktion des Wortes auf der anderen Seite vom Autor bewusst verwischt werden – prominent etwa in den Aufzeichnungen zum *Jäger Gracchus* im dritten Oktavheft. Doch die vorliegende Erzählung setzt diese beiden Ebenen offensiv in Spannung zueinander.

Die Rede vom ‚Niemand‘ in *Der Ausflug ins Gebirge* ist nicht die Implantierung einer vom Text prinzipiell unabhängigen Spekulation über ein groß geschriebenes Personalpronomen in eine neue Szenerie, sondern liegt in der Entwicklung der Erzählung selbst begründet – mein Ziel ist es, diesen besonderen Gang des Textes nachzuzeichnen.

Meine Aufmerksamkeit gilt dabei vor allem der Position des Erzählers zu seinen Äußerungen und damit der Frage nach seiner Sprechweise, die vom so genannten Inhalt des Textes nicht abzulösen ist und diesen erst hervor-bringt. Mich interessiert, welche Haltung der Erzähler zu seiner Rede einnimmt und wie die Auseinandersetzung mit bereits Gesagtem und die Frage nach der Verantwortung für die eigene Rede Anlass dafür ist, weiterzureden.

„Ich weiß nicht“,

Die Erzählung setzt, markiert durch die doppelten Anführungszeichen, in direkter Rede ein. Auf den ersten Blick scheint es sich bei der Formulierung „Ich weiß nicht“ um eine in sich abgeschlossene, für sich stehende Aussage zu handeln. Was jedoch geäußert wird, enthält einen Mangel: Der Satz verschweigt das, was nicht gewusst wird – er sagt noch nicht einmal, dass das Ich ‚nichts‘ weiß. So bleibt nur die Erwartung auf eine Weiterführung des Satzes, die diese Lücke ausfüllt.

Wer spricht hier und in wessen Namen? Wer zeichnet für diese irritierende Ausparung verantwortlich? Der Erzähler, der sich selbst unterbricht? Kafka, der eben diesen Erzähler in die problematische Relation zu dessen eigener Rede stellt? Dürfen wir annehmen, es mit einem bezüglich seiner Sprachverwendung souveränen Subjekt zu tun zu haben?

„Ich weiß nicht“, rief ich ohne Klang

Im Unterschied zu der eher unterschweligen Irritation des Anfangs wirkt die anschließende Stellungnahme des Erzählers zur zitierten Rede unmit-

telbar Fragen auf. Wie soll man sich vorstellen, dass jemand „ohne Klang“ ruft? ‚Rufen‘ bedeutet, „einem andern ein Zeichen [zu] geben, daß er aufmerke“,<sup>1</sup> bis dahin, dass er aufgefordert wird, sich zu nähern. Dass der Erzähler behauptet, ohne Klang gerufen zu haben, ist in den bisherigen Interpretationen oft als Paraphrase für das ‚Schreiben‘ gedeutet worden. Ich möchte diese Lesart nicht ausschließen, da die Frage nach der Schrift – bis hin zu ihrer Materialität – auch im Rahmen meiner Überlegungen noch eine Rolle spielen wird. Dass der Text jedoch nicht eindeutig von der *Lautlosigkeit* des Rufens spricht, wird dabei ausgeblendet. Die Rede vom fehlenden ‚Klang‘ negiert vielmehr das Ästhetische an der Äußerung. Dabei bleibt offen, worauf sich diese Negation bezieht, d.h. ob sie nur den ersten Satzteil vor der Unterbrechung oder nicht auch alles Nachfolgende charakterisiert, das in Anführungszeichen steht.

Die allgemeinere Frage, ob bzw. wie das Gerufene wahrgenommen werden kann, ist nicht nur im Horizont des Schreibens und der Schrift von Bedeutung, sondern hebt eine Gegenläufigkeit der Aussage hervor, die erste Rückschlüsse auf die Stellung des Erzählers zu seiner Rede zulässt. Es würde der Komplexität des Textes nicht gerecht, das Klanglose des Rufens nur als dessen Unvermögen zu interpretieren: Was hindert uns anzunehmen, dass der Erzähler *wollte*, dass seine Rede ungehört bleibt? Dadurch entsteht eine seltsame Spannung zwischen einem Äußerungswillen, der in Form der Erzählrede realisiert vorliegt, und deren gleichzeitiger Negation.

Über die Unsicherheit bezüglich der Absichten sowie der Integrität des Sprechers eröffnet der Satz einen quasi moralischen Horizont. Die Außenseite der Rede – und damit auch die Außenseite der gesamten Eingangspassage des Textes – wird durchsichtig und gibt einen Blick frei auf das hinter ihr liegende Subjekt der Äußerung.

Aber ist die anfängliche Grenzziehung zwischen direkter und indirekter Rede, graphisch markiert durch die Anführungszeichen, dann noch eine zutreffende Beschreibung der zunehmend komplexen Sprachlichkeit der Erzählung? Die Rückkehr in den Modus ‚zitiertes eigener‘ Rede konfrontiert uns mit genau diesem Problem:

ich weiß ja nicht.

Die Weiterführung des Satzes ist bis auf das Wort „ja“ die genaue Wiederholung der ersten Redeeinheit und – auch unabhängig von dieser Einfügung – deren direkte Affirmation.

Das Wort „ja“ dient in diesem Zusammenhang aber nicht nur der weiteren Bekräftigung, sondern enthält gleich mehrere semantische Obertöne

<sup>1</sup> Eintrag ‚rufen‘. In: Johann Christoph Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart. Leipzig 1793-1801. Bd. 3, Sp. 1196.

ne, die eine jeweils andere Position des Erzählers sichtbar werden lassen. „Ja“ kann ebenso als Anzeige des Zweifels und der Skepsis verstanden werden – einerseits bezogen auf eine Äußerung, die außerhalb, d.h. vor dem Einsetzen der Erzählung liegen mag und nicht genannt wird; andererseits als direkte Reaktion auf die *eigenen* Aussagen im Verlauf des Textes bis zu diesem Zeitpunkt. Selbstbezüglichkeit der Rede liegt auch dann vor, wenn man das „ja“ im Sinne einer Entschuldigung und entsprechend als das Abgeben von Verantwortung für das Gesagte versteht.

Die Erzählung stellt damit von Anfang an die Vorstellung in Frage, dass Sätze allein über ihre strukturellen Relationen und unabhängig vom Prozess ihrer Artikulation verstanden werden können.

Indem die Satzperiode mit der Formulierung „ich weiß ja nicht“ endet, wird die Erwartung auf ein Objekt des Wissens aus der ersten Redeeinheit nicht eingelöst. Das „ja“ bekräftigt nicht nur das Nicht-Wissen, sondern paradoxerweise auch das *Wissen* des Nicht-Wissens. Genau an der Stelle also, an der die Absolutheit der Aussage besonders betont werden soll, wird sie zurückgenommen.<sup>2</sup>

Eine solche Relativierung der Rede in der Differenz von materiell Ausgesagtem und dessen äußerer Form begegnet uns auch im zweiten Satz:

Wenn niemand kommt, dann kommt eben niemand.

Die Äußerung erhebt zwar den Anspruch auf eine positive Allaussage, bleibt aber letztlich tautologisch. Der Konditionalsatz ist nur die Inszenierung einer kausalen Relation in der Sprache: Er ist inhaltlich nicht gefüllt, gibt aber gleichzeitig vor, im Rückbezug auf den ersten Satz jetzt endlich den Grund für das artikulierte Nicht-Wissen zu nennen.

Erneut scheint hier der Wunsch des Erzählers durch, seine Stellung zum Gesagten zu verschleiern. Über die bloße Behauptung einer objektiven Gesetzmäßigkeit soll der Grund dafür angegeben werden, dass „niemand kommt“. Auch an dieser Stelle muss jedoch gefragt werden, ob dieser Umstand nicht – zumindest auch – auf sein eigenes Verhalten zurückgeht; selbst dann, wenn die Verfehlung nur in seiner Passivität liegen sollte: ‚Wenn niemand kommt‘, warum macht ‚er‘ nicht den ersten Schritt und geht auf den bzw. die anderen zu?

<sup>2</sup> Darüber hinaus erinnert diese auf sich zurückgewendete Aussage an den sokratischen Satz „Ich weiß, dass ich nichts weiß“ aus Platons *Apologie*. Er steht dort für den Anfangspunkt des Erkenntnisprozesses, der über die Aufdeckung des Scheinwissens über das bewusste Nichtwissen hin zur Weisheit führt. Aber auch vor diesem Hintergrund ist zu fragen, ob diese Aussage tatsächlich die Einsicht des Erzählers in das Nicht-Wissen oder nicht vielmehr ein Moment seiner Selbstinszenierung darstellt.

Dass der Erzähler sich dieser Verantwortung eventuell bewusst ist, zeigt der nächste Satz, der explizit eine mögliche Schuld thematisiert:

Ich habe niemandem etwas Böses getan, niemand hat mir etwas Böses getan, [...]

Warum sollte der Erzähler diesen Punkt zur Sprache bringen, wenn er sich nicht selbst mit der Möglichkeit konfrontiert sähe, dass der Grund für die Abwesenheit des Anderen *tatsächlich* darin liegen könnte, dass er „etwas Böses getan“ hat. Allein der Versuch, in und über die Sprache etwas Ungeheueres zu machen bzw. auszublenden, lässt seinen Willen, Schuld von sich abzuweisen, aber umso stärker hervortreten.

Die Erzählrede hat damit den Anspruch auf Objektivität hinter sich gelassen. Die potentielle Anwesenheit eines Anderen, eines Gegenübers, die im ersten Satz nur indirekt über das Rufen evoziert wurde, ist bereits im Wort ‚niemand‘ enthalten – wenn auch nur *ex negativo*.

Auch der zweite Satzteil ist in Konsequenz zum ersten auf seine, wie Freud sagen würde, ‚zweite Wahrheit‘ hin zu interpretieren: In der Entschuldigung der ‚anderen‘ ist ebenso eine Anklage zu lesen und damit der Versuch, die zunächst an sich selbst wahrgenommene Verfehlung auf diese zu übertragen. Das Ende des Satzes artikuliert nur den direkt ausgesprochenen Vorwurf, der hier bereits wahrnehmbar wurde:

niemand aber will mir helfen.

Dass dem Erzähler niemand helfen „will“, ist eine bloße Unterstellung, die durch nichts, was bisher geäußert wurde, gestützt wird. Hinsichtlich der Autoreferentialität des Textes, die sich in den ersten beiden Sätzen zeigte, ist dieser haltlose Vorwurf möglicherweise gerade *die* (Sprech-) Handlung, mit der ‚niemand‘ „etwas Böses getan“ *wird*.

Der Text lässt damit allmählich die Grenze zwischen ‚jemand‘ und ‚niemand‘ brüchig werden. Denn schon hier ist vorausblickend zu fragen, ob mit der genannten Unterstellung nur ‚scheinbar niemand‘ verletzt wird. Wir können nicht ausschließen, dass der Erzähler die Konsequenzen seiner Handlung kennt und diese nur zu kaschieren bzw. das Subjekt, das davon betroffen wäre, zu entindividualisieren sucht. Der nächste Satz trägt diese Unentschiedenheit weiter:

Lauter niemand.

Das semantische Spektrum von ‚lauter‘ umfasst gleich mehrere Aspekte, die sich im Blick auf die Position des Sprechenden zu seiner Rede etabliert haben. So besitzt ‚lauter‘ – als Komparativ verstanden – zunächst einen Bezug zum klanglosen Rufen vom Anfang. Die Frage ist hier, ob überhaupt ein Ansteigen der Lautstärke denkbar ist; und wenn ja, ob dadurch auch die ästhetische Qualität der Rede noch weiter zurückgedrängt wird.

In zweiter Bedeutung beschreibt ‚lauter‘ die Exklusivität des bzw. der ‚niemand‘: Einmal im Sinne von ‚gar niemand, kein einziger will helfen‘;

weiterhin werden diejenigen, die nicht helfen wollen, als ‚niemand‘ bezeichnet, d.h. als unpersönlich und unindividuell; und schließlich enthält die Formulierung einen Kommentar des Erzählers zu seiner eigenen Rede, nämlich dass sich im vorangegangenen Satz ausschließlich (die Worte) „niemand“ befänden.<sup>3</sup>

Die wichtigste Anknüpfung an die bisherigen Beobachtungen zum Text ist jedoch die in ‚lauter‘ enthaltene Konnotation der ‚Lauterkeit‘. Stehen die beiden Worte ‚lauter‘ und ‚niemand‘ nicht in einer direkten Abhängigkeit zueinander, insofern eine ‚lautere‘, moralisch unproblematische und integre Rede nur möglich ist, wenn man über ‚niemand‘ spricht? Eine Rede also, die sich aller sozialen Verpflichtungen gegenüber einem anderen Individuum zu entledigen sucht?

Aber so ist es doch nicht.

Auch hier kann nicht entschieden werden, worauf sich die Zurücknahme bezieht: darauf, nichts „Böses getan“ zu haben, auf den Vorwurf, dass niemand helfen will oder auf die letzte Äußerung „Lauter niemand“.

Der Satz enthält eine weitere Besonderheit, die jedoch erst deutlich wird, wenn man ihn im Kontrast zu anderen möglichen Formulierungen liest. Lautete er etwa ‚Aber das ist doch nicht wahr‘, würde er die Frage nach der *adaequatio verbi et rei* oder nach der Wahrhaftigkeit von Sprache thematisieren und somit in beiden Fällen explizit die Abhängigkeit von Sprache und Geäußertem für das Subjekt herausstellen – eine Frage, die für den gesamten Text bisher maßgeblich war.

Dass mit „aber so ist es doch nicht“ dagegen ein von der Sprache unabhängiges, faktisches Wissen der Umstände behauptet wird, kennzeichnet erneut den Versuch des Erzählers, eine subjektunabhängige Sprache zu finden, die nur noch als Instrument objektiver Bezeichnung dienen soll.

Aber, und hier kommentiert sich der Satz selbst: „so ist es nicht“ – auch jede neutrale Äußerung bleibt an ein Subjekt gebunden und die Hoffnung, nur noch mit ‚lauter niemand‘ Umgang zu haben und das ‚Ich‘ (in) der Rede zu negieren, ist unmöglich – im Gegenteil: Jede Handlung in Sprache ist maßgeblich an der ‚Konstitution‘ von Subjektivität beteiligt.<sup>4</sup>

<sup>3</sup> Diese Lesart lässt sich nicht zuletzt dadurch stützen, dass ‚der Lauter‘ auch eine Bezeichnung für den ‚Buchstaben‘ ist; vgl. Adelung: Wörterbuch (Anm.1), Bd. 2, Sp. 1950.

<sup>4</sup> Vgl. Emile Benveniste: Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft. Frankfurt a.M. 1977, S. 288f.: „Alle Merkmale der Sprache, ihre immaterielle Natur, ihr symbolisches Funktionieren, ihre artikulierte Anordnung, die Tatsache, daß sie einen ‚Inhalt‘ besitzt, genügen bereits, um jene Assimilation mit einem Instrument, was dahin tendiert, den Menschen von der Eigenschaft der Sprache zu trennen, suspekt zu machen. [...] In der Sprache und durch die Sprache stellt der

Nur daß mir niemand hilft –,

Nach und nach haben wir erfahren, wie stark sich die beiden Ebenen des Textes – die der Referenz auf eine vermeintlich sprachunabhängige Realität einerseits und die der Selbstbezüglichkeit hinsichtlich der konkreten Sprachverwendung andererseits – wechselseitig bedingen und einen je anderen Sinn im Blick auf den Inhalt der Aussagen haben.

Die Synchronizität dieser Ebenen, die Kafka in der Rede des Erzählers etabliert, nimmt im vorliegenden Satz weiter zu. Denn nur in *einer* Lesart ist die Aussage als Wiederholung der Behauptung zu lesen, dass dem Erzähler keiner zu Hilfe kommt. Der Satz sagt zugleich, dass das Wort ‚niemand‘ den Erzähler in seinem Bestreben unterstützt, eine völlig unindividuelle Sprache zu realisieren: *niemand* hilft ihm.

Dies schließt auch den Erzähler selbst mit ein: Wenn es nur (die Pronomen) ‚niemand‘ gäbe, wäre auch er nicht mehr als Subjekt präsent. Solange es aber ein Ich gibt, das mit dem Anderen bzw. den Anderen interagiert, steht es in Verantwortung. Die einzige Möglichkeit, a-moralisch zu sein, ist selbst ein ‚niemand‘ zu werden oder sich zumindest hinter dem Pronomen ‚niemand‘ zu maskieren.

Dass danach nicht einfach weitergesprochen wird, sondern eine Unterbrechung der Rede eintritt (markiert durch den Gedankenstrich), betont diese doppelte Lesart; zudem kann dieses Innehalten auch als ein Innehalten des Erzählers verstanden werden, der jetzt darauf reflektiert, dass sich das, was er in diesem Satz positiv behauptet hat, in der Artikulation gegen ihn gewendet hat: Zu sagen, dass ‚ihm‘ niemand/‚niemand‘ hilft, konstituiert ihn zugleich als Subjekt innerhalb des syntaktischen Gefüges, in dem er sich sprachlich bewegt – ‚niemand‘ hat ihm *nicht* geholfen.

Die Formulierung, die sich diesem Augenblick der Reflexion anschließt, wirft innerhalb der Erzählung sicherlich die meisten Fragen auf:

sonst wäre lauter niemand hübsch.

Das Problem an der Begründung des Erzählers ist nicht nur das Wort ‚hübsch‘, das auf den ersten Blick völlig aus dem Kontext der bisherigen Rede heraussteht. Es fällt vor dem Hintergrund der eben exponierten Doppelbödigkeit des ersten Satzteils auch schwer, den Referenzpunkt der Begründung festzulegen: Zielt sie darauf, dass dem Erzähler keiner zu Hilfe kommt oder dass ihm das Wort ‚niemand‘ nur scheinbar hilft?

Dass das Wort ‚niemand‘ permanent zwischen der Referenz auf ein Subjekt und der gleichzeitigen Negation dieses Subjekts changiert, ge-

winnt besonders in der wiederaufgenommenen Verbindung ‚lauter niemand‘ an Bedeutung.

Wäre ‚lauter niemand‘ hübsch, wenn ihm – dem Erzähler – *jemand* helfen würde oder bezieht sich die Rede auf *den* respektive *die* ‚niemand‘ in seiner/ihrer Lauterkeit? Behauptet der Satz, dass ‚lauter niemand‘ nur dann hübsch ist, wenn auch das Ich, das sich im ersten Satzteil gegen den Willen des Erzählers in der Sprache konstituiert hat, ebenfalls zum ‚niemand‘ wird, so dass es tatsächlich ‚lauter niemand‘, d.h. *nichts als* ‚niemand‘ gäbe?

Das Wort ‚hübsch‘ aktualisiert im Horizont dieser Fragen zwei Aspekte, die in der bisherigen Analyse sichtbar wurden. ‚Hübsch‘ kann zunächst im Blick auf das Ästhetische der Rede hin gelesen werden: Behauptet der Erzähler nur, dass ‚lauter niemand‘ ein angenehmes Äußeres besitzen müsste(n), um ihm zu helfen oder dass nicht vielmehr auch die Ansehlichkeit seiner Aussagen von ‚lauter niemand‘ abhängt?

Darüber hinaus benennt ‚hübsch‘ in seiner Etymologie zu ‚höfisch‘ die Sittsamkeit und den Anstand einer Person – ein Punkt, der uns in Bezug auf die ‚Lauterkeit‘ der Rede und der Integrität des Erzählers beschäftigt.

Der Satz zeigt, wie untrennbar die psychologische Disposition des Erzählers mit seinem Handeln (in Sprache) verbunden ist, und wie er in seinen Äußerungen immer *mehr* artikuliert als er unter Kontrolle zu haben glaubt.

Wie wichtig es ist, in der Interpretation nicht nur auf die Semantik einzelner Worte einzugehen, sondern auch die Entwicklung des Sprechens zu analysieren und die Verschiebungen der Bedeutung zu beachten, wird dagegen am Beginn des folgenden Satz deutlich:

Ich würde ganz gern

Im Blick auf Prozessualität der Erzählrede zeichnet sich Kafkas Schreiben durch die schrittweise Etablierung vorläufig abgeschlossener Sinneinheiten aus, die so vielleicht nur mit den Kola versgebundener Rede vergleichbar sind.

Ein solches Kolon sehe ich in den ersten drei Worten des Satzes: „Ich würde ganz“. Entgegen der herkömmlichen Lesart beziehe ich die Aussage auf den vorangegangenen Satz: Wenn (das Wort) ‚niemand‘ dem Erzähler helfen würde und sich tatsächlich ein (ästhetischer) Zustand des ‚lauter niemand‘ realisieren ließe, dann – so die Behauptung – „würde er ganz werden“.

Das bedeutet im Umkehrschluss, dass der Erzähler zum Zeitpunkt der Rede eine Zerrissenheit an sich wahrnimmt – eine Erfahrung, die nicht zuletzt in dem bisherigen Verlauf seiner Äußerung gründet: Die Vorstellung der differenzlosen Einheit eines souveränen Subjekts in der Sprache

Mensch sich als ‚Subjekt‘ hin; weil in Wirklichkeit die Sprache allein, in ‚ihrer‘ Realität, die die des Seins ist, den Begriff des ‚ego‘ begründet.“

wurde durch das unterminiert, was quer zu seiner Intention an der Rede sichtbar wurde und worauf er ständig reagieren muss.

Vor diesem Hintergrund kommt mit dem Wort ‚gern‘ ein entscheidender Aspekt hinzu. In ‚gern‘ steckt zum einen das Begehren,<sup>5</sup> diese Unversehrtheit in der Sprache zu erreichen,<sup>6</sup> im Sinne von: ‚Ich begehre, ganz zu sein‘. Zum anderen nimmt das Wort ‚ganz‘ dieses Bekenntnis auch partiell zurück: Der Erzähler behauptet, nur ‚relativ gern‘, d.h. mit einem ‚mittelmäßigen Grad‘ an Intensität einen Ausflug machen zu wollen.

So entwickelt der Satz noch einmal das psychologische Moment, auf das es Kafka in der Darstellung der Fragilität und Uneigentlichkeit der Erzählrede ankommt: Gerade durch die Abschwächung der Aussage durch den Konjunktiv und das Wort ‚ganz‘ werden wir auf das eigentliche Begehren des Subjekts aufmerksam – der Versuch, etwas in der Sprache zu vertuschen und abzudunkeln, hat genau den gegenteiligen Effekt.

Die nachfolgende Frage in Parenthese hält diese Spannung zwischen eigentlicher und uneigentlicher Rede weiter aufrecht:

– warum denn nicht –

Worauf bezieht sich das „warum“: Geht es nur darum, generell den Wunsch zu rechtfertigen oder drückt sich darin nicht auch eine resignative Haltung des Erzählers aus, der darüber klagt, dass er noch nicht ‚ganz‘ ist?

Nach der *inquit*-Formel des Erzählers „rief ich ohne Klang“ ist die (rhetorische) Frage „warum denn nicht“ die erste direkte Anrede innerhalb der wörtlichen Rede. Sie kann sowohl dem Leser des Textes gelten als auch dem Erzähler selbst, der sich rechtfertigend auf seine Motivation hin befragt.

Erst nach der Parenthese verändert die Rede ihren syntaktischen Bezugspunkt und artikuliert konkret den Gegenstand des Wunsches:

einen Ausflug mit einer Gesellschaft von lauter Niemand machen.

An der Wortwahl des Erzählers wird neben der Nennung der gemeinsamen Unternehmung aber noch eine zweite Aussage sichtbar: ‚Ausflug‘ hat wortgeschichtlich ein sprachliches Moment bei sich, insofern es auch

<sup>5</sup> Vgl. Friedrich Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin 2002, S. 316: „begierig, eifrig‘ [...]. Zu germanischen Formen ohne n s. unter begehren. Aus ig. \*gher- ‚gern haben, begehren‘.“

<sup>6</sup> Ein vergleichbarer Gedanke findet sich bei Lacan, für den sich das Subjekt der symbolischen Ordnung der Sprache unterwirft, um den Mangel des Anderen, und d.h. auch ‚seines‘ anderen, dem es sich entfremdet fühlt, zu beheben. Das Begehren nach dieser Einheit – als das Unbewusste – erkennt das Subjekt gemäß Lacan gerade an den Polysemien, sprachlichen Brüchen und Fehlleistungen.

Ausflucht, Ausrede, Vorwand oder Abschweifung bedeutet – eine Rede also, mit der man „sich einer Verbindlichkeit zu entziehen sucht“.<sup>7</sup>

Was wir bisher nur an der äußeren Form des Textes, an unklaren syntaktischen Bezügen und changierender Wortsemantik festhalten konnten, tritt uns hier *expressis verbis* entgegen: das Ziel des Erzählers, über seine Rede von sich abzulenken, Verantwortung für sich, seine Sprache und den bzw. die Anderen abzugeben. Da seine Äußerungsabsicht jedoch mit dem materiell Ausgesagten im Widerstreit steht, befindet sich der Erzähler in einer Aporie: Sobald er anhebt, sich in der Sprache zu negieren, muss er sich gleichzeitig immer wieder neu als Individuum, als „Ich“ (voraussetzen).

Die einzige Möglichkeit, die Konzentration auf seine Subjektivität abzuschwächen, scheint für den Erzähler die Integration in die ‚Gesellschaft‘, ins Kollektiv.<sup>8</sup> Die Hoffnung, darüber auch *seine* Individualität zu verwischen und letztlich doch unschuldig (in der Sprache) agieren zu können, findet in dem groß geschriebenen ‚lauter Niemand‘ ihren Höhepunkt.

Das Wort ‚Niemand‘ markiert, abgelöst von seiner grammatischen Funktion als Pronomen, den Endpunkt einer Bewegung innerhalb des Satzes, der versucht, das Subjekt und sein Verhältnis zu anderen Individuen auszublenden und eine differenzlose Einheit zu erreichen: ausgehend vom Subjekt „Ich“ und dessen Begehren über die Formulierung, nur „mit“ und nicht ‚in‘ einer Gesellschaft einen Ausflug zu machen bis hin zum ‚Niemand‘ im Singular.

Natürlich ins Gebirge, wohin denn sonst?

So grundlos der Anspruch auf Selbstverständlichkeit daherkommt, so ist er doch nur die logische Konsequenz aus dem zuvor Geäußerten. Denn dass der Ausflug ins Gebirge gehen muss, ist nicht nur verständlich, insofern das ‚Gebirge‘ als eine „Reihe mehrerer mit einander verbundener Berge“<sup>9</sup> erneut einen ‚Kollektiv‘-Begriff darstellt. Im Wort ‚Gebirge‘ ist *außerdem* das ‚Bergen‘ bzw. das ‚Verbergen‘ enthalten und steht damit präzise für den Wunsch des Erzählers, unter dem Deckmantel einer Einheit unsichtbar zu werden und geschützt zu sein vor der Gefahr, sich schuldig zu machen.

<sup>7</sup> Vgl. Eintrag ‚Ausflucht‘. In: Adelung: Wörterbuch (Anm.1). Bd. 1, Sp. 590.

<sup>8</sup> Insofern ‚Gesellschaft‘ die „persönliche Versammlung mehrerer zu einem gemeinschaftlichen Endzwecke“ (ebd. Bd. 2, Sp. 623) bedeutet, kann der Satz auch so gelesen werden, dass es gerade das Ziel dieser Gesellschaft ist, ‚Niemand‘ zu werden.

<sup>9</sup> Vgl. Eintrag ‚Gebirge‘. In: Ebd., Bd. 2, Sp. 452.

Der Ausflug in dieses ‚Gebirge‘, der bisher nur im Konjunktiv artikuliert wurde, scheint sich im folgenden Passus auch tatsächlich zu verwirklichen:

Wie sich diese Niemand aneinander drängen, diese vielen quer gestreckten und eingehängten Arme, diese vielen Füße, durch winzige Schritte getrennt! Versteht sich, daß alle in Frack sind.

Auch hier können wir nicht entscheiden, ob der Indikativ vom Erzähler nicht nur deswegen gewählt wird, um den Vorstellungsinhalt zu vergegenwärtigen.<sup>10</sup>

Ebenso wichtig wie die Frage nach dem Modus der Rede ist in diesem Kontext aber die Deutung der ‚Niemand‘ als Buchstaben, die in den bisherigen Interpretationen zu Kafkas Erzählung dominierte. Die Thematisierung der Materialität der Schrift bzw. der schwarzen Drucklettern ‚im Frack‘, die nur „durch winzige Schritte“ (kleine Weißräume) getrennt sind, steht jedoch nicht losgelöst von der bisherigen Entwicklung der Erzählung. Dass der Ausflug ins Ge- und Verborgene für den Erzähler mit einer Flucht in die Schrift verbunden ist, hat seinen Grund in der Abstraktheit des Zeichensystems. Sein Ziel ist es, der Objektivität der Sprache respektive Schrift teilhaftig und damit ebenso anonym und unpersönlich zu werden. Man kann soweit gehen, darin nicht nur die Negation der Personalität, sondern auch des Humanen überhaupt zu sehen: ‚Niemand‘ geht auf *nie-man*, das Nicht-Menschliche zurück.

Das Problem dieses Wunsches ist, dass es ‚Sprache‘ jenseits konkreter Artikulation – d.h. jenseits der Realisierung durch ein Subjekt – nicht gibt.<sup>11</sup> Saussure verweist explizit auf die Untrennbarkeit von *langue* und *parole*: Das abstrakte System der *langue*, in das sich der Erzähler zurückziehen möchte, ist ein utopischer Ort. Vor diesem Hintergrund ist auch der erste Satz noch einmal anders zu lesen: „Ich weiß nicht“ ist nicht nur das (wenn auch ablenkende) Eingestehen des Nicht-Wissens, sondern zugleich die Behauptung, ‚nicht weiß‘, d.h. immer schon schwarz zu sein und der Schrift anzugehören.

Dass der Text an dieser Stelle nicht endet, resultiert möglicherweise aus der Einsicht des Erzählers, dass auch diese Beschreibung nicht ohne die Subjektivität der *parole* auskommt und eine völlige Integration in *den* ‚Niemand‘ unmöglich ist.

<sup>10</sup> Für diese Lesart spricht das vorangestellte „Wie“, das neben seiner emphatischen Funktion auch eine Imagination des daraufhin beschriebenen Szenarios evoziert.

<sup>11</sup> Auch bei Lacan ist der große Andere als die symbolische Ordnung der Signifikanten nicht autonom. Der ihm inhärente Mangel, das -1 der Batterie der Zeichen, kann nur durch das Subjekt ausgeglichen werden – nur das Subjekt repräsentiert die bedeutungsstiftende Differenz der Signifikanten und ermöglicht deren Spiel der gegenseitigen Verweisung.

Wir gehen so lala, der Wind fährt durch die Lücken, die wir und unsere Gliedmaßen offen lassen.

Dass es noch Lücken gibt, obwohl sich alle ‚Niemand‘ „aneinanderdrängen“ und über die „quer gestreckten und eingehängten Arme“ ihre Trennung voneinander aufzuheben versuchen, beschreibt wieder die Grundlage der Sprache als Zeichensystem.<sup>12</sup> Sprache basiert auf dem Kontrastprinzip – das einzelne Zeichen erhält seine Bedeutung nur in der graphischen und lautlichen Differenz zu allen anderen. Die Vorstellung, diese Differenzen zugunsten *eines* ‚Niemand‘ aufzuheben, bedeutet zugleich, Sprache überhaupt und damit jede Möglichkeit der Artikulation zu negieren. Auch die Schrift stellt somit nicht die Zuflucht dar, die sich der Erzähler erhoffte.

Was bleibt, ist die befremdliche Formulierung „Wir gehen so lala“. Denn die Redewendung, die gewöhnlich nur als halbherzige Antwort auf die Frage nach der eigenen Befindlichkeit auftritt, wird hier anders verwendet: Der Satz sagt nicht, dass es ‚uns so lala geht‘, sondern beschreibt die Art und Weise der Fortbewegung: ‚wir gehen so lala‘.<sup>13</sup>

Die paraverbale Artikulation „lala“ kann einmal als gescheiterter Versuch des Erzählers gelesen werden, das Wort ‚lauter‘ auszusprechen, wobei der Grund für das Scheitern im zweiten Satzteil genannt wäre: Die Einsicht, dass es auch in der Sprache keine Differenzlosigkeit gibt, die eine absolute Lauterkeit des Niemand zulassen würde, lässt die Rede stotternd abbrechen.

Darüber hinaus verweist „lala“ auf das Singen am Ende des Textes. Im Kontrast zur Aussage des Erzählers vom Anfang, klanglos gerufen zu haben, taucht mit „lala“ innerhalb der direkten Rede ein ästhetisches Moment auf, das die bisherige Rede übersteigt. Es bleibt offen, ob es sich dabei nur um die ironische Inszenierung von Ästhetischem handelt oder ob das Scheitern des kontrollierten Sprechens nicht den Freiraum, die ‚Lücke‘ entstehen lässt, in der Ästhetik erst möglich wird – der Widerstand des Begrifflichen würde dann gerade zu dessen Überwindung beitragen.<sup>14</sup>

<sup>12</sup> Dass „alle in Frack“ sind, lässt sich neben dem Farbaspekt auch noch dadurch erklären, dass sie, wenn sie „Gliedmaßen offen lassen“, als in sich gebrochen gedacht werden können und selbst eine Fra(c)ktur erleiden müssen – unabhängig davon, dass der Text in einer Walbaum Type und nicht in Fraktur gedruckt wurde.

<sup>13</sup> Auf den Text und dessen ‚Verlauf‘ bezogen wäre hier noch weiter zu fragen, ob ‚wir‘ uns – d.h. der Erzähler und wir als Leser – bisher nicht auch nur ‚so lala‘ fortbewegt haben: in einem halbherzigen Zustand zwischen gut und schlecht bzw. eigentlicher und uneigentlicher Rede.

<sup>14</sup> Das erinnert an die Unterscheidung von Vilém Flusser: Die Geste des Schreibens. In: Ders.: Gesten. Versuch einer Phänomenologie. Düsseldorf/Bensheim 1991, S. 39-49, hier S. 44, zwischen den beiden möglichen Fragestellungen nach der Intention des Autors: ‚die dumme, die fragt: ‚Was will er [der Autor] sagen?‘ und

Der nächste Satz ist möglicherweise im Horizont dieses Augenblicks des Ästhetischen zu lesen:

Die Häse werden im Gebirge frei!

Dass im Schutz des Geborgenen die Möglichkeit gegeben sein soll, sich ungehindert zu artikulieren, steht einerseits dafür, dass sich seine Hoffnung auf ‚lautere Rede‘, d.h. freies und unschuldig Sprechen erfüllt hat. Andererseits überrascht diese positive Aussage angesichts der für die Sprache zwar konstitutiven, vom Erzähler aber ungewollten ‚Lücken‘ im Kollektiv. Artikuliert der Satz seine späte Einsicht, dass der Wind in den Lücken auch den Atem und die Stimme befreit? Welches Tempus besitzt das Wort ‚werden‘: ist es futurisch auf den noch uneingelösten Wunsch hin zu lesen oder präsentisch als die Realisierung desselben? Hat der Ausflug erst jetzt – mit diesem Satz – das ‚Gebirge‘ erreicht, verbunden mit der Vorstellung, die Lücken jetzt geschlossen zu haben?

Die Rede entlässt uns mit dieser Unklarheit in den letzten Satz:

Es ist ein Wunder, daß wir nicht singen.

Auch hier lese ich zunächst nur bis zum Komma: Das Wunder, das Ungeöhnliche, Befremdliche und vielleicht sogar Widernatürliche, benennt dann den Umstand, dass „die Häse im Gebirge frei werden“ – gegen jede Erwartung und damit auch gegen die Erwartung des Erzählers. ‚Freiheit‘ bedeutete dann nicht das Verschwinden der Intersubjektivität, sondern wäre paradoxerweise von ihr begründet.

Erst nach dem Komma kippt die Aussage und artikuliert genau das Gegenteil: Der *Möglichkeit* des Singens aufgrund des ‚freien Halses‘ wird nun entgegeng gehalten, dass sie in *Wirklichkeit nicht* singen.

Der Gedanke, dass ‚wir singen‘, erinnert an den Chor als eines gemeinschaftlichen, homophonen<sup>15</sup> Gesangs. Die eigene Individualität einer Gruppe zu unterstellen, hätte für den Erzähler besondere Bedeutung: Für das, was gesungen respektive geäußert wird, wäre er nicht allein verantwortlich, sondern könnte zugleich auf alle anderen in der Gruppe verweisen.

*Tatsächlich* ist es aber *nicht* verwunderlich, dass nicht gesungen wird: Der Gedanke des Chors ist im Kontext der Erzählung nicht umsetzbar solange es ein Ich gibt – den Erzähler – das sich (sprachlich mitteilend) zu diesem Gedanken verhält. Der Anspruch auf individuelles Sprechen, das sich nicht in der Reformulierung von Gesagtem im Kollektiv erschöpft, ist ohne Subjektivität und der Übernahme von Verantwortung nicht denkbar.

die kluge: „Durch welche Hindernisse hindurch hat er gesagt, was er eben gesagt hat“.

<sup>15</sup> Auch hier ist die Artikulation als *Homo-phonie* nicht ohne das menschliche Subjekt zu denken.

Der Satz reformuliert nach dem Komma somit nicht nur das, was zunächst als wundersam angesehen werden konnte. Die überspitzte Formulierung, dass es ein ‚Wunder‘ sei, nicht gemeinsam zu singen, ist erneut im Sinne der Freudschen Verneinung zu lesen: Es ist alles andere als ungewöhnlich, nicht zu singen, wenn der Erzähler letztlich nur die unmöglichen Extreme sprachlicher Artikulation gelten lassen möchte: persönlich-unverantwortliche auf der einen, differenzlos-entsubjektivierte Rede auf der anderen Seite.

Mit dem Ende des Textes ist auch das Ende der zitierten direkten Rede erreicht und wir werden zurückgeworfen auf die *inquit*-Formel des Anfangs und die Personalität des Erzählers: „rief ich ohne Klang“. Hier überkreuzen sich die zeitlichen und kausalogischen Ebenen des Textes: Steht die gesamte Rede in Abhängigkeit des klanglosen Rufens oder hebt der Text diese starre logische Ordnung auf und lässt uns in Echtzeit an der Entwicklung der Äußerung teilhaben? Hat der Erzähler jetzt, in der Gegenwart seiner Äußerung, einen anderen Sprach-Modus gewählt oder ist auch diese Rückschau ein ‚klangloses Rufen‘? Ist der Umstand, dass nicht gesungen wird, der *Grund* dafür, dass der Erzähler ‚klanglos‘ ruft?

Die Abführungszeichen nach dem letzten Satz markieren die Ausweglosigkeit, in der sich der Erzähler wiederfindet. Ihre Setzung, mit der er das eben Gesagte von sich distanzieren möchte, hebt ihn als organisierendes Zentrum der gesamten Äußerung hervor – ‚er‘ ist das Ich, das jetzt für die eigene Rede verantwortlich zeichnen muss.

Kafka pointiert mit diesem Ende die grundsätzliche Unablösbarkeit der Sprache vom sprechenden Subjekt. Jede Äußerung ist gebunden an die Position des Redenden, und der Versuch, sich im Gesagten zu maskieren bzw. die Verantwortung für dessen Inhalt abzugeben, muss notwendigerweise scheitern. Die Bruchstellen innerhalb des Textes, die semantischen wie syntaktischen Verschiebungen und die Doppelbödigkeit der Formulierungen lassen dieses Scheitern offenbar werden.